

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 49

Artikel: Der Grossrat
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · ·

6. Dezember

□ □ Die Beichte.* □ □

Ein Pfarrherr, behäbig und gemessen,
Hat wacker getrunken und tapfer gegessen;
Er setzt sich in den Beichtstuhl bequem,
Daß er seinen Schäfchen die Sünden abnehm'.
Durch die lachenden Bilderscheiben bricht
Blau, rot und gülden das Sonnenlicht
Und streift mit dem Gläserflaumenwedel
Ehrwürdens kahlen rosigen Schädel.
Er denkt: „Ich pfleg ein Weilchen der Ruh',“
Zieht das Beichtstuhlvorhänglein zu
Und nickt auch über ein Kurzes ein.
Am Beichtstuhl wartet der Sonnenschein
Und läßt auf die grauen Sandsteinfliesen
Vergnüglich die Farbenbänder schießen.
Die Linden vor der Kirchentür
Errauschen und flüstern für und für,
Und über dem wetterbraunen Dach
Jagen sich ein paar Sinken nach.
Inzwischen naht eine junge Dirn,
Eine blonde Haarchanz über der Stirn.

Ehrwürden aus dem Schlummer juckt
Und heimlich durchs Vorhanglöchlein guckt.
„Bekenne,“ spricht er, „was hast begangen?“
Da Feuerwerken ihre Wangen.
„Ach Gott, Ehrwürden, es ist nicht gut!
Bin halt ein gar verderbtes Blut.“
„Bekenne alles unverhohlen!“
„Hab einen alten Sakreiß gestohlen,
Den tät ich in den Rock mir nähen
Und hernach vor den Spiegel stehen:
Da hab ich geschwänzelt her und hin
In meinem böien, sündigen Sinn.“
Auf einmal, silbern und halbverdrückt,
Durchs Gotteshaus ein Lachen zückt
Aus der steinernen Nische an der Wand:
Die geschnitzte Maria mit weißer Hand
Lupft überm blanken Opferstock
Bis über die Knöchel den schweren Rock:
Die Benedeite, die Reine, die Süße,
Sie zeigt die feinen, zierlichen Süße.

* Entnommen dem Bändchen „Neue Gedichte“ von Adolf Frey. Cotta'scher Verlag, Stuttgart 1913. Geb. Fr. 4. —. Des Zürcher Literaturprofessors Dichten ist Goldschmiedkunst, ist Brotskunst. Edelsteine in Gold gefaßt: weiße, schier überlegen weiße Gedanken in glänzend gearbeitete Sprache gefaßt. Wie schimmerndes Gold auf sattfarbenen Seiden- und Sammetstoffen: ein Bilderreichtum, eine Kraft der Sprache, die beinahe die Empfindung weckt, als betrachte man ein Gemälde. An Böcklin und Koller lassen Verse denken wie die: „Auf schwarzem Wolkenhemel sitzt die Nacht und gießt mit leisen Schwingen unablässig die Regenbecher übers kahle Land . . .“ „Aufstöhnend stieß der Wind den regenschweren Fittich an die Flügel“, oder an Franz Hals die wundervolle Grandezza des Don Juan Sietesbrandes im „Geheimnis“. Von Lieb und Leid singt das Büchlein in schwerblütig-schwermütigen Tönen. Wie eines großen Dichters Kunst in die verwandten Künste Musik und Malerei hinüberfließen kann, beweisen das prächtige „Konzert“, „Der Engel des Paradieses“ u. s. f. Freys Kunst ist schwere, bedeutungsvolle Kunst. Sein Büchlein wird jeden Kenner entzücken.
H. B.

□ □ Der Großrat. □ □

Ein Idyll von Emil Schibli.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 2. Preis.)

1.

Der selige Fritz Binden, welcher während der letzten zehn Jahre seines Lebens Lehrer in Blümlißau gewesen war, hatte zu seinen Lebzeiten so vortrefflich hausgehalten, daß er bei seinem Tode seinem Eheeweibe ein bares Vermögen von zehntausend Franken hinterlassen konnte. Der Tod hatte ihn ganz unvermutet und in seiner besten Kraft aus dem Leben

geholt. Der Lehrer war innerhalb drei Tagen an einer Lungenentzündung, welche er sich bei einem Gang über Feld an einem stürmischen Februartage zugezogen hatte, gestorben. Er hatte sich noch ungefühm mit dem Tode herumgestritten, ehe er sich ihm preisgab. Er war unergeben gestorben, wie es seinen Jahren zukam. Das war nun fünf Monate her. Seine Witwe, Frau

Elisabeth, ergab sich ohne zu klagen in ihr Schickſal. Da ſie durch das kleine Vermögen, welches der Mann ihr hinterlaſſen hatte, vor Not geſchützt war, nahm ſie ihre Familienangelegenheiten ſtill und feſt ſelber in die Hand und ließ ſich von Leuten, welche meinten, ſie müßten ihr darein reden, dieſes nicht gefallen. Sie gab einem jeden zu verſtehen, daß ſie ſich ſelber helfen könne. Und ſie wahrte ſich in dieſen Dingen einen feſten, guten Stolz. Im übrigen war ſie eine beſcheidene und ſchweigsame Frau. Ihr Weſen war aber von einer milden, äußeren Schönheit und wie von einem leiſen, inneren Glanze überſonnt.

Seit ihres Mannes Tod ſuchte ſich Frau Elisabeth ihren Erwerb als Glätterin in Bern. Sie ging faſt an allen Werktagen nach der Stadt hinüber. Es war dies für ſie zwar beſchwerlich, dieſes immerwährende Hinundher von Blümlisau nach Bern und von Bern nach Blümlisau. Aber ſie hätte es nicht über ſich gebracht, die freie, friſche Landluft, den blauen Himmel und die liebe Sonne gegen die grauen, engen Stadtmauern zu vertauſchen. Und da nun die Zeit kam, wo in ihrem Buben das Blut gährend unruhig wurde und die junge Seele nach vielen Dingen zu fragen anſang, mochte ſie ihn in keine Enge hineinbringen, ſolange dieſes nicht ſein mußte. Ueberhaupt, ſie konnte es ſich nicht denken, daß ſie ihr Leben anderswo als in Blümlisau beſchließen ſollte. Da war ſie nun ſeit zehn Jahren und hier wollte ſie bleiben. Auch war ihr der Weg zur Stadt ſo lieb geworden, daß es für ſie eine Entbehrung geweſen wäre, wenn ſie ihn nicht hätte gehen können. Da ſah ſie jeden Morgen hinter hügeligen Feldern und Wiefen die ſchöne, liebe Stadt Bern mit dem mächtigen, stolzen Bundeshaus und dem hohen Münſterturm dahinter. Und die alten, ſtandhaften Häuser auf dem Felſen über der Aare, ſchauten zu ihr herüber wie eine Reihe von derben und ſtarken alten Eidgenossen. Weiter hinten liegen grüne Täler. Daraus erheben ſich blaue, waldige Hügelzüge, und ganz zu hinterſt recken ſich die ſtolzen Oberlandberge bis an den Himmel. Und wie war das schön, wenn ſie am Abend heimkam und da die biedereren, von Wohlhabenheit zeugenden Bauernhäuser mit den weit ausladenden Bogendächern, mit den Blumen in den Fenſtern und den wohlgepflegten Gärten davor ſah. Nicht weit hinter dem Dorfe ſteht ein alter, hoher Tannenwald. Ein ſtilles, trauliches Tal mit nur wenigen, einzeln ſtehenden Gehöften und mit ſchönen Durchblicken nach dem Jura hinüber, zieht ſich nordwärts nach der Aare hin. Wenn ſie an all das dachte, ſo ſchien es der Frau Elisabeth, daß auf dem ganzen, weiten Erdboden kein Ort ſo schön ſein könne, wie Blümlisau. Und wenn ſie einen ſchweren Kummer hatte, ſo ging ſie oft in das liebliche Waldtal hinaus, und gab ihre Sorgen da dem ſtillen, ruhigen Walten der Natur preis und kam nie ohne einen guten Troſt heim.

Seit ihr Mann geſtorben war, gingen die Tage in gleicher Weiſe hin und füllten ohne viel Aufregungen dieſe Zeit ihres Lebens aus. Sie gaben viel Arbeit, aber die Abende brachten dafür eine geſunde, ehrliche Müdigkeit und die Nächte einen guten Schlaf.

Nun aber kam die Zeit heran, wo der Hans die Schule verlaſſen und einen Beruf erlernen mußte. Darüber dachte Frau Elisabeth jezt manche Stunde nach. Und es war wahr-

haftig keine leichte Sache. Denn der Sekundarlehrer, wie auch der Herr Pfarrer von Blümlisau redeten dem Hans zu, ein Studium zu ergreifen, da er es bei ſeinen Anlagen und ſeinem Fleiße gewiß zu einer angeſehenen Stellung im Leben bringen könne. Der Bub dachte noch nicht über ſolche Dinge nach. Er blieb in ſeinem Herzen ruhig und lebte ſorglos ſeinen Tagen entgegen.

Aber die Mutter blieb nicht ſo ruhig. Der Hans war ihr einziges Kind und ſie war ſtolz auf den geſcheidten und wohlgeratenen Buben. In manch einer Nacht, wenn er im Bett lag und ſchlieſ und die Mutter noch bei einer häuſlichen Arbeit in der Stube ſaß, nahm ſie die Lampe in die Hand und ging in die Kammer hinüber. Da trat ſie ſachte an ſein Bett und ſchaute lange auf das friſche, blühende Knabengeſicht. Dann wurde ſie in ihrem Herzen reich und froh, in ihre Augen kam ein Glänzen und ſie dachte: „Wenn ich will, ſo kann ich meinen Hans einen Doktor werden laſſen. Und ich brauche keinen Menſchen darum zu fragen oder um etwas zu bitten, ich kann es ganz aus eigener Kraft. Da würden dann die Blümlisauer Augen machen, poß tauſend!“ Wurde der Bub dann von dem Lampenſchein unruhig, ſo ging ſie leiſe und raſch hinaus, zurück in die Stube. Da rechnete ſie. Sie wollte ſo lange ſchaffen, bis ſie aus eigenem noch ein paar tauſend Franken zu dem Vermögen ihres ſeligen Mannes legen konnte. Damit der Hans einen ſicheren Grund unter den Füßen hatte, wenn er einmal ſelber im Leben ſtehen mußte, oder wenn ſie vor der Zeit ſterben ſollte. Denn, dachte ſie, Armut iſt wohl keine Schande, aber eine Bitterniß. So rechnete ſie mit ihrem und ihres Buben Leben. Aber zuletzt ſagte ſie leiſe in Demut: „Wenn's der Herrgott will,“ und holte die Bibel hervor und las darin noch ein Kapitel oder einen Pſalm, ehe ſie zu Bette ging.

Indeſſen kam der Tag näher, an welchem der Hans der Schule entlaſſen wurde. Eines Abends kam der Gemeindepräſident Renfer. Er hatte nach dem Tode ihres Mannes der Frau Binden angeboten, die Vormundſchaft über den Buben anzunehmen. Da er überall als ein ehrenwerter und gerechter Mann in Anſehen ſtand, war Frau Elisabeth gerne damit einverſtanden.

Es war ein kalter und trüber Märzabend, als der Präſident kam. Es regnete und die Bäume ſtanden ſchwarz und glänzend auf den Wiefen und ſtreckten ihre kahlen Aeſte trübfelig und wie in ſtummen Not in die Luft. Von den Bergen kam ein rauher, heulender Wind und jagte die Wolken hin und her. Der Präſident ſchüttelte ſich. „Es iſt ein Sauwetter,“ ſagte er. Seinem äußeren Anſehen nach war er ein großer, behäbiger und wie es ſchien, wohlwollender Mann. An ſeiner Stirn und ſeinen Augen ſah man, daß er klug und offen ſei.

Der Hans war allein in der Stube, als er kam. Die Mutter ſei noch in Bern und komme heut allweg nicht vor zehn Uhr heim. „So, ſo,“ ſagte der Präſident, „dann komme ich morgen noch einmal, ich habe mit der Mutter zu reden. Aber weil ich jezt gerade da bin, kann ich ja mit dir auch reden. Es handelt ſich nämlich um dich.“ Der Bub rückte ſeinem Vormund einen Stuhl herzu. „Nehmet Plaß, ich komme bald wieder.“ Er ging hinaus. Der Präſident ſetzte

sich aber nicht. Er trat an ein Fenster, trommelte mit den Fingern an eine Scheibe und schaute in die Dunkelheit hinaus und den Regentropfen am Glase zu, welche sich durch das Klopfen seiner Finger in merkwürdig krummen Linien zueinander fanden, bis ein großer schwerer Tropfen aus ihnen wurde, der dann eilig und gerade an der Scheibe herabließ.

Das Unwetter draußen hatte sich ausgetobt. Nur der Wind kam noch etwa in schweren, wuchtigen Stößen von den Bergen her und trollte sich murrend, wie ein verdrossener Vagant durch das Land. Zwischen den Wolfenfeigen am Himmel lag hier und da ein Stücklein tiefer Bläue, und manchmal glänzte darin ein goldener Stern und zitterte leise, als ob ihn fröre. Indessen kam der Hans mit einem halben Liter Wein in die Stube zurück. Da wandte sich der Mann vom Fenster ab. „Aha“, sagte er, „das wäre jetzt nicht nötig gewesen. Der Hans schenkte ihm ein Glas voll und setzte sich gegenüber an den Tisch. Und während der Präsident trank, räumte er Schreibhefte und Schulbücher, mit denen er beschäftigt gewesen war, beiseite. „Aha, du hast Aufgaben gemacht?“ sagte der Präsident. „Zeig mir einmal so ein Heft?“ Es waren deutsche Lesestücke ins Französische überjagt. Unter jeder Übung stand mit roter Tinte von der Hand des Lehrers geschrieben, ein bien oder très bien. Der Präsident blätterte das Heft mit Wohlgefallen durch.

„Los Hans, du kommst nun in vierzehn Tagen aus der Schule. Was willst du dann anfangen? Hast du es dir jetzt überlegt, ob du ein Studierter werden willst oder nicht? Es ist wahrhaftig schade, wenn du deine Anlagen nicht zu Nutze ziehst. Daß du Anlagen hast, kann man ja aus deinen Schulheften heraus sehen. — Oder hast du dir sonst etwas ausgedacht?“

Der Bub stützte den Kopf mit seinen Armen.

„Ja bisweilen wohl, aber so recht und ernsthaft noch nie, denn ich habe immer gedacht, das hat jetzt noch lange Zeit, und wenn es dann einmal sein muß, so kann ich mich an einem einzigen Tag besinnen. Ja, warum auch nicht? Ich weiß ja von keinem Beruf, wie er ist und ob er mir, wenn ich ihn erlerne, gefallen wird oder nicht. Das weiß ich nicht zum voraus. Und Anlagen hab ich gar nicht, wie Ihr sagt. Etwa wie der Fritz Bohnenblust, welcher immer sagt, er wolle Künstler werden, und es ganz bestimmt weiß, daß er das wird. Ich kann in der Schule alles etwa gleich gut, und deshalb weiß ich nicht, was ich werden soll. Aber wenn es etwas Rechtes ist, wo ich einen guten Lohn verdienen kann und etwas leisten muß, so will ich es schon werden und es kommt mir nicht auf ein Tüpfelchen darauf an, was es ist. Die Mutter hat es jetzt schwer. Und es ist mir am liebsten, wenn ich bald etwas verdienen kann, daß sie es dann leichter hat.“

„Los Hans, vorige Woche war ich in Bern und kam zufällig mit einem Freund zusammen, welcher Fürsprecher ist

und an der Spitalgasse ein weitbekanntes Advokaturbureau betreibt. Dieser Mann sucht einen Lehrling. Er fragte mich, ob ich ihm keinen Burschen wisse, der Lust hätte, das Notariatswesen zu erlernen. Da dachte ich an dich. Es wäre gewiß kein schlechter Beruf und hättest später durch die Beziehungen des Fürsprechers Aussicht, als eidgenössischer Beamter in Bern dein gutes Fortkommen zu finden. Du würdest auch von Anfang an Lohn erhalten, vierzig Franken im Monat. Was meinst du? Ueberleg dir die Sache einmal. Ich will dann auch noch mit deiner Mutter darüber reden.“ Er erhob sich. „Gut Nacht, Hans. Grüß mir auch die Mutter.“

Bald nachdem der Präsident das Haus verlassen hatte, kam die Mutter heim. Und da der Hans sehr begierig war, ihre Meinung zu hören, erzählte er alsbald, was vorgefallen sei. Die Mutter war nun freilich dermaßen überrascht, daß sie nicht sogleich zu Worten kommen konnte. Denn im stillen hatte sie je länger je mehr daran gedacht, den Hans studieren zu lassen. Wenigstens ein Lehrer sollte er werden. Sie sagte ihm nun alles so, wie sie es gedacht hatte. Aber da widerredete ihr der Bub.

„Nein Mutter, dazu sind wir zu arm. Ich will nicht, daß du noch weiter so wie ein Kofz schaffen mußt. Ich will dir helfen Geld verdienen. Und ich hätte, glaub ich, auch keine rechte Freude am studieren. Immer nur Bücher und Schreibhefte um mich herum zu haben, wäre nicht, was mir gefällt. Ich möchte jetzt lieber eine rechte, wahrhafte Arbeit anfangen. Sag einmal, was meinst du zu der Stelle bei dem Fürsprecher?“ Sie berieten noch eine Weile und kamen überein, daß der Hans es dort ja probieren könne.

Am nächsten schulfreien Nachmittag gingen der Präsident und der Hans mitsammen nach Bern zu dem Fürsprecher. Sie vereinbarten als Anfang der Lehrzeit den 1. April.

Von seinen Mitschülern erwählten sich etliche einen kaufmännischen Beruf. Einige andere wollten ein Handwerk erlernen, und nur drei blieben auf den Höfen ihrer Väter, um Bauern zu werden. Von diesen dreien aber sprach man nicht, denn es dünkte die Buben, diese ergriffen den am wenigsten ehrenhaften Beruf von allen. Zufällig waren sie von allen auch die trügsten Köpfe, und das bestärkte die Buben in ihrer Meinung, daß zu einem Bauer der Dümme noch eben gut genug sei. Einzig der Hans dachte im stillen, diese drei hätten es nun am besten. Er dachte vorläufig noch nicht weiter darüber nach warum, er fühlte nur immer wieder diesen Gedanken in sich und kam davon nicht ab.

Der Fritz Bohnenblust war unter allen der einzige, welcher die Schulbank nicht verließ, sondern nur vertauschte. Er sollte nach dem Willen seines Vaters, des Sekundarlehrers, das Lehrerseminar in Bern besuchen. Aber der Fritz sagte immer: „Ich will Künstler werden, Musiker. Sagt das, wenn einer euch fragt. Ich werde nicht Lehrer. Das Seminar soll bloß zu meiner allgemeinen Bildung dienen.“

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Bauten.

Von Hermann Röthlisberger, Bern.

„Jede Zeit schreibt ihre Geschichte am wahrsten in den Kunstwerken, die sie schafft.“ (Hermann Grimm.) Nicht an

Kunstdenkmäler, die die Museen füllen, denken wir in erster Linie. Werke, die aus den Forderungen eines Volkes erstan-